

PAUL BARZ

HEINRICH DER LÖWE
UND SEINE ZEIT



Paul Barz

Heinrich der Löwe

und seine Zeit

Inhaltsverzeichnis

BEGEGNUNG MIT DEM LÖWEN

VOR DEM SPRUNG

Was es heißt, ein Welfe zu sein

Kampf um Sachsen

Zum Beispiel Stade

Wenn man einen Kreuzzug wagt

Abgesang auf einen König

DIE HÖHLE DES LÖWEN

Der König, den man »Rotbart« nennt

Der lange Weg in den Süden

Der Herzog baut sein Reich

Ein Land auf dem Weg zum Staat

Geld - und wie man es beschafft

Stadtluft macht frei

Das ganz große Italienspiel

VORSTOSS ZUR GRENZE

Im Osten wird es interessant

Die Wenden - Tragödie in drei Akten

Der Mann an der Grenze

Entscheidung in Würzburg

Die missglückte Löwenjagd

DER LÖWE IN DER SONNE

Das Haus des Herzogs

Einmal Orient und zurück

Vom Ende einer Freundschaft

DER PROZESS

Das Rätsel Chiavenna

Das Netz zieht sich zusammen

Der Löwe vor Gericht

Treibjagd durch Sachsen

Das Urteil wird vollstreckt

»EIN RECHT SEHENSWERTES GRAB ...«

[Löwe im goldenen Käfig](#)

[Heimkehr in ein fremdes Land](#)

[Der letzte Feind](#)

[Zwischenspiel mit jungen Liebenden](#)

[Der Herzog stirbt](#)

[DIE SPUR DES LÖWEN](#)

[ZEITAFEL](#)

[LITERATUR IN AUSWAHL](#)

[Über den Autor](#)

[Die Bücher von Paul Barz](#)

[Die Bücher von Helmut Barz](#)

[Impressum](#)

BEGEGNUNG MIT DEM LÖWEN

»Herzog Heinrich errichtete auf einem Sockel die Gestalt eines Löwen und umgab die Stadt mit Wall und Graben. Und weil er mächtig und reich war, erhob er sich gegen das Reich. Deshalb wollte ihn der Kaiser demütigen ...«

Aus den ›Annales Stadenses‹, 13. Jahrhundert

Schatten breiten sich aus, die Konturen verschwimmen: Die Löwenstadt Braunschweig liegt im Dämmerlicht. Man geht durch die Altstadt, vorbei an Spuren großer Vergangenheit, kommt zum Burgplatz, zum Dom, zum Löwen davor - nur eine Kopie noch, die dort auf dem Sockel steht. Das Original ist längst vor den Giften dieser Zeit in Sicherheit gebracht worden.

Im Dom scheint noch Licht, und man könnte jetzt hineingehen, zum Imerward-Kreuz und siebenarmigen Leuchter, zum Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Frau Mathilde. Doch zunächst der Löwe hier, das erste freistehende Standbild überhaupt. 1166 hatte es Herzog Heinrich aufstellen lassen.

Es ist mehr als nur ein Kunstwerk. Braunschweigs Löwe ist zugleich ein Stück in Bronze gegossene Psychologie. Der Schädel hochgereckt. Die Zähne gefletscht. Verhaltensforscher nennen das wohl eine »Drohgebärde«, die Warnung an alle, nicht zu nahe zu kommen. Dahinter

wird aber ein Mensch sichtbar, robust wie dieser Löwe und »auf dem Sprung« wie er.

Das Grabmal im Innern des Doms zeigt wiederum einen anderen Heinrich.

Der Bronzelöwe entstand, als der Herzog Mitte dreißig war. Dagegen wurde sein Grabmal über der Gruft im Dom erst einige Jahre, wenn nicht Jahrzehnte nach seinem Tod geschaffen, und der Künstler hat Heinrich den Löwen sicherlich nicht mehr gekannt.

Doch selbst wenn er sich Heinrichs Aussehen von anderen hätte schildern lassen, wäre es ihm auf Porträt-Ähnlichkeit nicht angekommen. Er wollte ein Idealbild schaffen, harmonisch, entspannt, die nicht zu große, doch wohlproportionierte Gestalt von einem Prunkgewand umwallt. Im Arm hält dieser steinerne Heinrich Symbole seiner Macht und seines Reichtums, das herzogliche Schwert und ein Modell des Doms. Ganz scheint er dabei eins zu sein mit sich und seiner Welt, die er fast ein halbes Jahrhundert lang mitgeprägt hat: Heinrich der Löwe, viel gelobt und viel gescholten.

Der Welfenherzog hat Geschichte gemacht. Er ist zugleich aber auch von der Geschichte gemacht worden und gehört zu seiner Zeit wie diese Zeit zu ihm, eine der merkwürdigsten, folgenreichsten Epochen in der gesamten europäischen Geschichte, als den Kontinent noch keine klaren Grenzen durchschnitten und noch nicht in Nationen gedacht wurde. Es gab keine »Staaten« im heutigen Sinn. Jedoch gab es »das Reich«, das sich quer durch Europa erstreckte, vom Norden bis tief in die Apenninhalbinsel

hinein. Und hier gab es den Kaiser. Einmalig, einzigartig beide.

Königreiche gab es viele und Könige auch, in Polen, Dänemark, Frankreich, England, auf Sizilien. Auch der deutsche Herrscher hieß zunächst nur König, bevor ihn der Papst zu Rom gesalbt hatte. Dann jedoch war er mehr als eine nur politische Größe. Er war weltliches Oberhaupt der ecclesia, der Christengemeinde, die ihr geistliches Oberhaupt im Papst fand, ein »Bund zwischen Thron und Altar«. Im 12. Jahrhundert, zu Zeiten Heinrichs des Löwen, war dieser Bund allerdings längst in die Brüche gegangen.

Schon im Jahrhundert zuvor, in der Zeit der Salierkaiser, hatte sich das Papsttum emanzipiert, mehr noch: Päpste wie der »heilige Satan« Gregor VII. meldeten ihrerseits politische Führungsansprüche an. Das war das eine große Problem des Kaisertums. Ein anderes zeichnete sich vorerst mehr am Rand ab: Das Reich war Schöpfung eines deutschen Königs gewesen, und deutsche Könige stellten die Kaiser. Zweihundert Jahre lang war das selbstverständlich gewesen. Dann jedoch zog die Zeit der Nationalstaaten herauf, und ihre Herren waren nicht gewillt, sich länger als »Nebenkönige« abtun zu lassen. Diese Entwicklung machte an den engeren Reichsgrenzen nicht halt. Schon lange war innerhalb Italiens Sizilien selbstständig. Auch Deutschland zeigte sich für diese große Strömung anfällig.

Dort fanden sich als Relikte früherer Zeiten die »klassischen« Herzogtümer Bayern, Sachsen, Schwaben, Franken, Lothringen. Waren sie aber wirklich nur Relikte?

Boten sie sich nicht geradezu als Keimzellen künftiger Nationalstaaten auf deutschem Boden an?

Noch war die Zeit der Nationen nicht gekommen, und nirgends sollte der Weg dorthin ein so verschlungener Prozess wie in Deutschland werden, das schwer an der Hypothek seiner Anfangsphase trug, am Erbe des Frankenkaisers Karl.

Sein Reich zwischen Elbe und Pyrenäen war schon bald nach seinem Tod zerfallen. Es blieb der Anspruch des großen Karl, Erster Herr der Christenheit zu sein. Diesen Anspruch griff der nach seinem Sieg auf dem Lechfeld als »der Große« bewunderte Sachse Otto auf. Mit seinem deutsch-römischen Reich schuf er im 10. Jahrhundert eine Neuauflage des karolingischen Imperiums in verkleinerter Ausgabe. Zugleich dürfte Otto der Große der Erste gewesen sein, der klar das eine große Übel erkannt hatte, den mangelnden Verwaltungsapparat. Daran war letztlich das Karolingerreich gescheitert, und auch Otto hatte es nicht überwinden können.

Immerhin gelang ihm ein Übergang, als er die kaiserliche Macht auf die einzige überregional funktionierende Institution stützte, auf die Kirche. Ihre Äbte und Bischöfe wurden nun große Herren, reich, mächtig, den weltlichen Fürsten gleichgestellt. Die »Reichskirche« war geboren, zugleich jedoch die Frage, welche Bedeutung der oberste aller Bischöfe, der Papst in Rom, hatte. Konnte auch über ihn der Kaiser bestimmen wie über die anderen Bischöfe? Oder war vielmehr nicht er es, der über die Kaiser bestimmte?

Kurz: Wer stand an der Spitze der ecclesia?

Noch galten die Spielregeln des »Bundes zwischen Thron und Altar«. Als Repräsentant des sacerdotiums, der geistlichen Macht, stellte sich der Papst freiwillig in den Schutz des imperiums, der weltlichen Macht, gelobte dem Kaiser Treue und bestätigte ihn durch seinen Segen. Erst das 11. Jahrhundert brachte den Wechsel. Zwar zogen immer noch deutsche Könige nach Rom, um sich vom Papst zum Kaiser salben zu lassen. Doch vorbei waren die Zeiten, als diese Könige den Papst nach Belieben ein- und absetzen konnten. Noch Salierkaiser Heinrich III. tauschte Anfang des 11. Jahrhunderts mit leichter Hand nicht weniger als dreimal den Papst nach eigenem Gutdünken aus. Doch schon sein Sohn Heinrich IV. durfte seinerseits froh sein, nicht gleichermaßen leichthändig vom Papst ausgetauscht zu werden.

Das 12. Jahrhundert kam. Eine »Reichskirche« ottonischer Prägung gab es nicht mehr, dafür nun den großen Konflikt zwischen geistlicher und weltlicher Macht. Als Lösung schien sich die Trennung des deutschen Königtums von der so problematisch gewordenen Kaiserwürde anzubieten, also Herrschaft in Deutschland ohne Rücksicht auf Papst und Kirche. Aber auch hier rächte sich die große Uneinheitlichkeit im damaligen Deutschland, seine Aufsplitterung in ähnlich große Herzogtümer.

Im Kreis ihrer Herren, der Herzöge, war der König nur ein erster unter Gleichen. Erst das Kaisertum, dieses »gerechte, friedbringende Gottesreich auf Erden«, diese »Vorstufe zum Himmel«, verlieh ihm die Autorität, sich gegenüber den anderen Fürsten als moralisch übergeordnete Macht zu behaupten. Diese anderen Fürsten

waren die eigentliche Macht im Reich. Denn sie besaßen als Basis realer politischer Macht eigenen Grund und Boden. Das konnte persönliches Eigentum sein, so genannter Allodialbesitz. Oder es war Besitz, den sie als »Lehen« übernommen, also eigentlich nur »geliehen«, hatten.

Bereits im 8. und 9. Jahrhundert banden die Mächtigen Vasallen an sich, indem sie ihnen ein Stück ihres eigenen Landes zur persönlichen Nutzung überließen und dafür Gefolgschaftstreue erwarteten. Ein sehr praktisches System und ein riesiger Fortschritt zugleich. Löste es doch starre Besitzverhältnisse auf und gab jedem Einzelnen die Chance, Land zu erwerben, ganz nach dem Prinzip: freie Bahn dem Tüchtigen! So war denn zunächst »Lehen« das soziale Zauberwort schlechthin. Doch spätestens mit der Erbllichkeit der Lehen erstarrten die Besitzverhältnisse von Neuem. Und zugleich ergaben sich ganz neue Fragen.

Denn wo zum Beispiel begann die Treue zum Lehnsherrn, wo hörte sie auf? War sie gleichbedeutend mit unbedingtem Gehorsam? Doch wie konnte sie das sein, wenn ein jeder in der Regel Lehen verschiedener Herren besaß? Nein, das Lehenssystem hatte sich nicht als der gesellschaftliche große Wurf erwiesen, an dessen Ende eine gerechtere soziale Ordnung stand. Vielmehr hatte es einige große Familien nach oben gespült, die zur eigentlichen ersten Macht im Reich geworden waren.

Diese Familien gingen nach Belieben mit dem Lehensbesitz um, tauschten, verkauften, vererbten ihn oder gaben Teile davon als »Afterlehen« an zuverlässige Dienstmannen weiter. Längst war darüber dem obersten

Lehensherrn, dem König, die Kontrolle entwunden. Er hatte es nun mit lauter kleinen Dynastien zu tun, und zwei Sippen standen dabei im Vordergrund: die Welfen und die Staufer. In ihren Kämpfen sollte schließlich die große Auseinandersetzung zwischen den Lehensgeschlechtern gipfeln.

So stand es also um den Ersten Herrn der Christenheit, so um sein Reich. Und so stand es um dieses 12. Jahrhundert, das diese vielen Hypotheken und Traditionen vergangener Zeiten mit sich schleppte, zugleich aber voll neuer Möglichkeiten steckte.

Noch bedeckte Wald den größten Teil des deutschen Bodens. Doch immer mehr fiel er Rodungen zum Opfer. Denn schon im Jahrhundert zuvor war die Bevölkerung sprunghaft angewachsen, und bald reichte der kultivierte Boden nicht mehr für alle, die sich von ihm ernähren wollten. Also brachen die Menschen auf und zogen zu den Grenzen des Reichs in die »Marken«. Daheim im Reich verschwand der »klassische« Stand des freien Bauerntums immer mehr. Der Grundbesitz gehörte den Lehensherren, die Bauern waren als Leibeigene praktisch Teil dieses Besitzes. Dafür bildete sich in den Städten das Bürgertum als Stand der Zukunft heraus, und mit dem Bürgertum kam jene neue Weltmacht auf, die Grund und Boden als Maßstab für Besitz und Macht ablöste: das Geld.

Abgelöst wurde aber auch als bestimmende gesellschaftliche Schicht jener Stand, der im 12. Jahrhundert seine letzte große Blüte erlebte: das Rittertum. Im 8./9. Jahrhundert, gleichsam parallel zur Entwicklung des Lehenswesens, mit dem es eng zusammenhing, war

dieses Rittertum aus den Panzerreitern des frühen Mittelalters entstanden, die jedem ihre Dienste anboten, der dafür zahlen konnte, am besten in Form von Grund und Boden, den »Lehen« eben. Keine allzu feine Herkunft also. Umso bemühter zeigte sich dieser neue Stand, seine niedrige Abstammung zu verschleiern und eine Noblesse vorzutäuschen, die ihm zutiefst wesensfremd war.

So haftete dem Rittertum immer auch der leise Hauch Künstlichkeit an. Man gab sich edler, »maßvoller«, als man je in dieser rauen Zeit wirklich sein konnte. Man strebte als höchstes Ziel die »sälde« an, die tieffinnere Gelassenheit der Seele. Kurz: Das Rittertum propagierte Ideale, die mit der Wirklichkeit des 12. Jahrhunderts nicht viel gemein hatten. Umso energischer übernahm der Ritter die Pose des Edelmannes ohne Furcht und Tadel.

In dieser Zeit trat aber mit den Staufern eine Familie in den Vordergrund, deren Männer die typischen Ritter zu repräsentieren schienen, und typischer Staufer wiederum war der Mann, der sich als erster seiner Sippe zum Kaiser aufschwingen konnte, Friedrich Barbarossa.

Wie aus lauter schönen Bildern wirkt seine Welt zusammengesetzt: Wahl zum König, Krönung zum Kaiser, Triumph als »Vater des Vaterlandes«, am Ende seines Lebens dann Ausritt zum Kreuzzug. Noch Dichter späterer Jahrhunderte singen vom Kaiser Rotbart lobesam, und in seinem Bild scheint sich in klassischer Vollendung das ritterliche 12. Jahrhundert zu spiegeln.

Jedoch legt sich über dieses Bild ein Schatten. Es ist der Schatten jenes Mannes, der so ganz anders ist als dieser Kaiser und doch für sein Jahrhundert ebenso typisch. Bei

seinen Tugenden darf man nicht im Katalog der Ritterlichkeit nachschlagen.

Heinrich der Löwe war unheimlich fleißig, unheimlich tüchtig. Was immer er anpackte, schien ihm zu gelingen. Darüber wurde er zum Erfolgsmenschen schlechthin – bis sich sein Erfolg gegen ihn stellte. Vor allem war er unheimlich egozentrisch. Er war sein eigenes Gesetz. Darin lagen seine Chancen und auch seine Grenzen.

Heinrich der Löwe war in jeder Hinsicht unheimlich, und der glatte Reim, den man sich schon auf Barbarossas Welt gemacht hatte, wird durch diesen Mann gleich wieder zerstört. Die Kategorien des ritterlichen 12. Jahrhunderts treffen auf ihn nicht mehr zu, verkehren sich nahezu ins Gegenteil. Das macht aber Heinrich in dieser Zeit zum großen Stein des Anstoßes, und wer dieses wirre, bunte 12. Jahrhundert begreifen will, muss nicht nur Barbarossa, sondern auch den anderen, den Löwen, verstehen.

Wo kann dieses Verständnis einsetzen? Soll man den Heinrich seines Grabmals im Braunschweiger Dom nehmen oder den anderen, wie er sich dort draußen vor dem Dom im Standbild seines Löwen spiegelt? Was ist sein Bild, was sein Zerrbild? Wer ist Heinrich der Löwe?

Zunächst einmal ist er ein Welfe. Und als Welfe, ganz und gar, betritt er denn auch die historische Szene.

VOR DEM SPRUNG

»Es gab im Römischen Reich im Gebiet von Gallien und Germanien bisher zwei berühmte Familien; die eine war die der Heinriche von Waiblingen, die andere die der Welfen von Altdorf, die eine pflegte Kaiser, die andere große Herzöge hervorzubringen ...«

Aus den ›Gesta Friderici‹ Ottos von Freising

Was es heißt, ein Welfe zu sein

Die Geburt muss schwer gewesen sein. Jedenfalls wird sich die viel zu junge Mutter davon nie mehr so recht erholen, und dieser Junge, der irgendwann zwischen 1129 und 1135 geboren wird, bleibt ihr einziges Kind. Sein Geburtsjahr ist ungewiss. Bei seinem Tod im Jahr 1195 wird von einem 66-Jährigen die Rede sein. Das lässt auf das Jahr 1129 schließen. Doch noch 1159 weist ihn ein Dokument als »iuvenis« aus – mit diesem Ausdruck wurden damals nur Männer unter 28 bezeichnet. Danach kann er zu diesem Zeitpunkt höchstens 28 Jahre alt gewesen sein. Eine dritte Möglichkeit: das Jahr seiner Taufe, 1135. Dieses Ereignis ist schriftlich überliefert. Und dieses Jahr ist wohl das wahrscheinlichste, denn 1147 erhebt der Junge erstmals Anspruch auf das bayerische Herzogtum. Dafür muss er »lebensfähig« gewesen sein; das wurde man aber mit frühestens zwölf Jahren.

Unbekannt auch der Geburtsort. Vielleicht ist es das

schwäbische Ravensburg in der Nähe des Bodensees gewesen, Stammsitz der väterlichen Familie, der nach den »Raven«, den Reben, seiner Weinberge benannt wird. Hier könnte Heinrich herangewachsen sein, frei und ungebändig wie ein »Welp«, ein kleiner Löwe, der stämmige, untersetzte Bursche mit dunklem Haar und auffallend dunklen Augen, bald schon ein guter Reiter und geschickter Bogenschütze, gewandt beim Umgang mit Armbrust und Schwert. Denn das sind die Tugenden, in denen ein Junge seiner Zeit und Herkunft vor allem unterwiesen wird. Alles andere ist weniger wichtig.

Lesen und Schreiben dürfte er gelernt haben, vielleicht ein wenig Himmelskunde, vielleicht ein paar Brocken Latein und ganz bestimmt die Grundlehren der Religion. Dafür sorgten schon die Geistlichen, in deren Händen die Erziehung lag.

Vom Vater dürfte das Kind wenig gesehen haben. In diesen Jahren ist Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern, später auch von Sachsen und Tuszien, vollauf damit beschäftigt, seine Position gegen den Zugriff der großen Rivalen aus dem Haus der Staufer zu verteidigen. Im Übrigen ist Erziehung die Sache des Klerus und der Frauen.

Die Mutter ist Gertrud aus dem Haus der Supplinburger, Tochter Kaiser Lothars III.: Gerade elf, als sie mit dem Bayernherzog Heinrich verheiratet wird, früh schon Witwe, früh stirbt sie selbst, eine eher schwache, zarte Frau. Anders ihre Mutter Richenza aus dem Haus der mächtigen und reichen Grafen von Northeim. Noch zu Lebzeiten ihres Mannes, dem Kaiser Lothar III., greift sie mehrfach ins

politische Geschehen ein, übernimmt nach seinem Tod die Regierungsgeschäfte und wird schließlich in den großen Kämpfen um das sächsische Herzogtum eine zentrale Rolle spielen. Eine solche Frau dürfte auch dem einzigen Enkel rechtzeitig klargemacht haben, was es heißt, ein Welfe zu sein. Denn dieses Kind soll einmal die Sache seines Hauses weiterführen.

Doch ist es bis dahin noch weit.

Zunächst findet sich ein erstes präzises Datum für den Lebensweg des Kindes, jene Taufe zu Pfingsten 1135. Der Junge heißt nun Heinrich, was so viel wie »Herr eines kleinen Besitzes« bedeutet. Darin liegt eine gewisse Ironie. Denn der »kleine Besitz«, dessen Herr der Täufling einmal werden soll, ist der vermutlich größte in ganz Europa. Güter in Sachsen, Schwaben, Bayern, ein zwar nicht zusammenhängender, doch unübersehbar breiter Gürtel persönlichen Eigentums, der sich von Norden nach Süden zieht. Das ist schon mal das Hausgut der Welfen. Es endet nicht an der Alpenkette, führt noch weit nach Italien hinein bis an die Ostküste der Apenninhalbinsel, sodass es um diese Zeit »von Meer zu Meer«, von der Nordsee bis an die Adria reicht.

Die Welfen sind aber nicht nur reich. Sie haben auch Macht. Schon seit drei Generationen stellen sie die Herzöge von Bayern. Heinrich der Stolze wird zudem noch Markgraf im mittellitalienischen Tuszien. Hinzu kommen Rang und Reichtum seiner Schwiegereltern: Richenzas riesige Besitzungen um Braunschweig und Northeim sowie Kaisertitel und sächsische Herzogswürde Lothars III. Jetzt fehlt nur noch die Kaiserkrone für einen geborenen Welfen.

Und auch dieses letzte, höchste Ziel scheint um 1135 greifbar nahe gerückt.

Die Entwicklung kommt nicht von ungefähr. Vielmehr zeichnet sie sich schon um 800 ab, als man die ersten Welfen bei Altdorf am Bodensee antrifft. In Schwaben haben sie das Grafenamt inne. Unter Karl dem Großen dienen sie bereits als Heerführer, dürfen sich also schon Herzöge nennen. Daneben treiben sie gezielte Heiratspolitik, und eine Welfin, die schöne und ehrgeizige Judith, heiratet den Sohn Karls des Großen, Ludwig den Frommen, worauf ihre Schwester Hemma die Ehefrau Ludwigs des Deutschen wird, eines Enkels des Frankenkaisers. Der eigentliche Aufstieg setzt aber erst um 900 ein, als sich ein Welfe, »Heinrich mit dem goldenen Wagen«, auf die Regeln des noch jungen Lehenssystem einlässt und fremdes Eigentum übernimmt. Das ist für die Welfen der Anfang ihrer politischen Karriere.

Um 1055 stirbt Herzog Welf III. ohne männlichen Nachkommen. Das könnte das Ende sein. Jedoch tritt nun aus dem Hintergrund Irmentrut hervor, Mutter des Verstorbenen. Ihr Hilferuf geht nach Italien, wo ihre Tochter Kunigunde mit dem Markgrafen Azzo aus dem Haus der Este verheiratet ist und einen gleichfalls »Welf« geheißenen Sohn hat. Diesen Welf lässt die Großmutter fragen, ob er bereit sei, das deutsche Erbe anzutreten. Welf ist aber grundsätzlich zu allem bereit, was Erfolg verspricht. Als Welf IV. kommt er über die Alpen, klug, tüchtig, skrupellos, der rechte Mann für diese Zeit. Er heiratet eine bayerische Prinzessin und verstößt sie wieder. Er schwört Freunden die Treue und verrät sie bei nächster

Gelegenheit. Den eigenen Schwiegervater bringt er um das bayerische Herzogtum, um sich an seine Stelle zu setzen, ein Schuft, aber erfolgreich. Und ein ganz neuer Typ im Hause Welf.

Davor hatte man sich diese Sippe als nicht eben bescheidene, doch redliche Verfechter ihrer wohlbegründeten Rechte vorstellen können. Mit Welf IV. mischen sich neue Farben in ihr Bild, Züge des Hasardeurs und Machtmenschen ohne Skrupel und Moral. Sie werden vor allem bei Welfs Sohn Heinrich deutlich.

Man nennt ihn »den Schwarzen« nach seinem dunkellockigen Bart. Doch einmal, gegen Ende seines Lebens, gewinnt sein Beiname tiefere Bedeutung. Da bekommt er die Chance, im ganz großen Stil beim Spiel um die Macht mitzumischen, und wäre nicht ein Sohn Welfs IV., wenn er sich das entgehen lassen würde. Es handelt sich um die Königswahl des Jahres 1125.

In Utrecht stirbt Kaiser Heinrich V., letzter Vertreter des Salierhauses, das ein rundes Jahrhundert lang mit wechselndem Glück über das deutsch-römische Reich geherrscht hatte. Erben sind zur Stelle, das ebenso ehrgeizige wie begabte Geschlecht der Staufer. All die Jahre haben sie treu zu den Saliern gestanden, wurden Schwabens Herzöge und sind dem Herrscherhaus durch Verwandtschaft und gemeinsamen Besitz eng verbunden. Lieber noch als Staufer nennen sie sich »Waiblinger« nach dem Stammsitz der Salier, als deren legitime Erben sie sich fühlen. Guten Mutes stellt sich denn auch Herzog Friedrich II. von Schwaben zur Wahl. Man schreibt den August 1125.

Aus allen Teilen Deutschlands sind rund sechzigtausend

Edle zur Königswahl nach Mainz gekommen, darunter der Favorit Friedrich und als weiterer Königs kandidat der sächsische Herzog Lothar von Supplinburg, den sich allerdings niemand so recht als Kaiser vorstellen kann, am wenigsten sein Rivale aus dem Haus der Staufer. Überhaupt sieht sich Friedrich schon als gewählten König und sagt das jedem, der es hören will.

Einer hört es gar nicht gern, der Wahlleiter Bischof Adalbert von Mainz. Er gehört zu den rigorosen Vertretern einer mächtigen, unabhängigen Kirche, voll Misstrauen gegen die Staufer, die eine ebenso kirchenfeindliche Politik betreiben würden wie zuvor die Salier. Dagegen ist der Supplinburger Lothar ein ganz anderer Mann. Der verspricht stets fromm und kirchentreu zu sein, und im Hintergrund setzt das Getuschel ein, finden geheime Beratungen statt, nicken sich Männer vielsagend zu. Dennoch scheint Lothars Wahl zunächst aussichtslos. Die Position des Staufers ist einfach zu stark. Eigentlich alle scheinen auf seiner Seite zu sein, besonders der Welfenherzog Heinrich der Schwarze, Freund und Schwiegervater Friedrichs. Aber dann kommt es ganz anders. Zur grenzenlosen Überraschung der Versammlung wurde nicht der Schwabenherzog, sondern sein sächsischer Kollege zum König gewählt, und den Ausschlag gab kein anderer als eben Heinrich der Schwarze.

Das Rätsel löst sich, als sich im nächsten Jahr der älteste Sohn des Welfenherzogs, Heinrich der Stolze, mit Gertrud verlobt, der einzigen Tochter Lothars. Jetzt weiß man, was der schwarze Heinrich mit seiner radikalen Kehrtwendung gewollt hat. Als Ehemann der Kaisertochter Gertrud ist

sein Sohn einziger männlicher Erbe des frisch gewählten Lothar. Damit hat Heinrich der Schwarze mit kühnem Zugriff das Kaisertum aus der salisch-staufischen Bahn heraus- und den Sachsen und Welfen zugeführt.

Heinrichs Hinwendung nach Sachsen kommt nicht zufällig. Noch unter Welf IV. war die welfische Hauspolitik nach Süden ausgerichtet gewesen. Aber dabei hatte er beträchtliche Fehlschläge einstecken müssen. Seine Ansprüche auf das Erbe der Este hatte er gegenüber seinen Stiefbrüdern Folko und Uggo aus der zweiten Ehe des Vaters nicht durchsetzen können. Die Ehe seines ältesten Sohnes mit der Markgräfin Mathilde von Tuszien war in die Brüche gegangen, als die ebenso kirchentreue wie machtbewusste Mathilde dem über zwanzig Jahre jüngeren Gatten ihr Erbe zugunsten des Papstes verweigert hatte. Welfs italienische Träume waren vorerst ausgeträumt. Doch konnte das diesen Machtmenschen von Geblüt nicht beirren. Sollte es nicht der Süden sein, so eben der Norden. Sachsen zum Beispiel, wo gerade die Ära der Herzöge aus dem Haus der Billunger zu Ende ging. Schon strickte Welf IV. an einem neuen Netz. Seinen Sohn Heinrich den Schwarzen verheiratete er mit der Tochter des letzten Billungerherzogs. Den nächsten Schritt tat dann mit der Entscheidung von 1125 bereits Heinrich der Schwarze selbst. Ein Sachse würde nun König sein, ein Welfe dessen nächster Gefolgsmann und möglicher Erbe.

Die Staufer fühlen sich aber zu Recht betrogen. Schon bald kommt es zum offenen Streit mit Lothar III., den sie zunächst noch zähneknirschend anerkennen mussten. Schließlich streift Friedrichs jüngerer Bruder Konrad jede

Vorsicht ab. Er lässt sich als Gegenkönig aufstellen. Der Kampf beginnt. Und da Heinrich der Stolze natürlich auf der Seite seines Schwiegervaters steht, ist es der erste jener Kämpfe zwischen Staufern und Welfen, die von nun an die deutsche Geschichte bestimmen werden. Viele Jahre ziehen sich diese Kämpfe hin. Für die eine wie die andere Seite bringen sie Siege und Niederlagen. Schließlich müssen die Stauer aufgeben.

1135 findet eine vorläufige Versöhnung statt. In Bamberg bittet Friedrich von Schwaben Kaiser Lothar kniefällig um Gnade, und ein halbes Jahr später verzichtet sein Bruder Konrad auf das Gegenkönigtum. Ihre Hoffnungen haben sie aber noch lange nicht begraben.

Sieger bleibt zunächst Heinrich der Stolze. Er kassiert den Preis, die Markgrafschaft Tuszien sowie das Hausgut seiner inzwischen verstorbenen Tante Mathilde. Das ist die Zeit, da ihm sein Sohn Heinrich geboren wird, der spätere Heinrich der Löwe, und der Vater mag den kleinen Jungen mit grimmiger Freude betrachtet. Dieser schwarzlockige Knabe also wird einmal Kaiser sein, wie er sich selbst bereits als nächsten Kaiser sieht. Die Welfen haben eine kühne Höhe erreicht.

Heinrich der Stolze ist nicht ganz der Mann, der solch eine Höhe verträgt. Nahezu jeden Fürsten kränkt er in irgendeiner Weise, bis selbst der welfenfreundliche Papst Überlegungen anstellt, ob sich gerade dieser Mann wirklich als Kaiser eignet. Bei den Stauern scheint sich hingegen ein Wandel zu vollziehen. Alles Bisherige scheint vergessen. Als Konrad Lothar III. auf einer Romfahrt begleitet, kann sich der Herrscher keinen loyaleren,

liebenswürdigeren Gefolgsmann wünschen. Denn was den Welfen so gänzlich abgeht, diese Gabe, sich blitzschnell einer Situation anzupassen, besitzen die Staufer in Vollendung.

Im Winter 1137 kehrt Kaiser Lothar von einer Italienfahrt zurück. Sein Ziel ist Sachsen. Doch schafft er die Strecke nicht mehr und stirbt in Tirol am Wegrand in einer Bauernhütte. Einige Große umstehen sein Lager und hören, was der Sterbende sagt. Schwiegersohn Heinrich, so Lothars letzter Wunsch, soll Sachsen als Lehen erhalten, und nächster König, natürlich, wird er auch sein. Der Welfe sieht also der kommenden Wahl mit der gleichen Gelassenheit entgegen wie zwölf Jahre zuvor der Staufer. Im Haus der Staufer wittert man aber die große Chance.

Zu Pfingsten 1138 soll Königswahl sein. Doch schon im März findet sich eine kleine Gruppe von Fürsten zusammen, darunter Konrad und auch ein gewisser Albero, Erzbischof von Trier. Diesmal spielt Albero die Rolle, die 1125 Adalbert von Mainz innehatte. Nur ist jetzt ein Staufer Favorit der Kirche. Zugegen ist ferner Dietwin, Legat des Papstes. Auch er hat seine Rolle im Spiel. Denn kaum ist Konrad von dieser kleinen Clique zum König gewählt, als es auch schon in jagendem Ritt nach Aachen geht, wo Dietwin die Krönung vornimmt. Die deutschen Fürsten werden aber mit der Nachricht überrascht, dass sie einen neuen Herrscher haben, den Staufer Konrad III.

Eigentlich müssten sie gegen diese »Wahl im Winkel« protestieren. Doch einer nach dem anderen erkennt die Wahl an, und beim großen Reichstag zu Bamberg im Mai

dieses Jahres fehlt kaum ein deutscher Fürst, um dem neuen König zu huldigen.

Heinrich der Stolze kommt nicht nach Bamberg. Er scheint nicht zu fassen, dass seinem Haus das Gleiche widerfahren ist wie seinerzeit den Staufern. So war es auch 1125 gewesen; da hatte sich der abgeschlagene Kandidat ebenfalls zunächst in sein Schicksal gefügt. Doch hatte jeder gewusst, dass es nur die Stille vor dem Sturm war. So ist es auch diesmal. Niemand weiß das besser als Konrad III., gegen den manches einzuwenden ist. Doch Mut und Energie können ihm auch seine Feinde nicht absprechen, und sein Ehrgeiz reicht weit. Er will nicht nur den Staufern die Königswürde sichern. Diese Würde soll endlich unantastbar werden. Wie könnte sie das aber sein, solange es neben dem Herrscher eine Macht wie die der Welfen gibt, gestützt auf zwei Herzogtümer?

Der Staufer geht systematisch vor. Zuerst verlangt er die Herausgabe der Reichsinsignien, die Lothar bereits dem Schwiegersohn überlassen hatte. Hierzu zeigt sich der Welfe bereit. Allerdings will er sich bei dieser Gelegenheit gleich auch in seiner sächsischen und bayerischen Herzogswürde bestätigen lassen. Genau das möchte Konrad vermeiden.

Im Juni 1139 kommen Kaiser und Herzog zusammen. Das heißt: Sie kommen keineswegs zusammen. Als Heinrich in Regensburg eintrifft, wo sich Konrad aufhält, treten ihm lediglich zwei Abgesandte des Königs entgegen, die ihm die Insignien abnehmen und ihm im Übrigen ausrichten, er möge sich gedulden. Für den Juli sei eigens ein Reichstag in Augsburg angesetzt. Dort würde alles Weitere geklärt

werden. Heinrich weiß, was das bedeutet. Nach Augsburg lässt er sich von einem waffenstarrenden Heer begleiten. Unten am Lechufer schlägt er sein Lager auf und zeigt sich kampfbereit. Doch vorerst wird noch verhandelt, drei Tage lang und ohne Ergebnis.

Am vierten Tag ist Konrad verschwunden. Abends zuvor hatte er noch im Kreis seiner Getreuen gesessen, hatte sich dann früh zurückgezogen. Doch das ist nur eine Finte. In der Dunkelheit hatten gesattelte Pferde gewartet, und noch in dieser Nacht war der König ins sichere Würzburg galoppiert. Von dort aus lässt er verkünden, dass zwei Herzogtümer in der Hand eines Fürsten unbillig seien. Der Welfe soll auf das eine verzichten. Über das andere würde man sich dann, vielleicht, einig werden. Das nimmt natürlich niemand ernst. Es ist lediglich Auftakt für den zweiten Schritt. Der deutsche König verhängt gegen Heinrich die Reichsacht. Krieg gegen ihn ist nun erlaubt, wenn nicht geboten. Zugleich mustert der König den Machtbereich des theoretisch schon gestürzten Rivalen. Wie lässt sich dieser so aufsplintern, dass er künftig keine Gefahr mehr für die Staufer bedeutet?

Heinrich hat Feinde, Albrecht den Bären, Markgraf von Brandenburg, der Lausitz und der Nordmark sowie Graf von Ballenstedt, und Leopold von Babenberg, bislang Markgraf von Österreich und Halbbruder Konrads. Unter ihnen wird das Reich der Welfen aufgeteilt, Sachsen für den Bären, Bayern für den Babenberger. Beide sind streitlustige und machthungrige Naturen, mit deren Hilfe sich der König gegen den allzu stolzen Heinrich durchzusetzen hofft.

Konrads Rechnung geht nur zur Hälfte auf. In Bayern akzeptiert man achselzuckend den neuen Herrn. Bei den sächsischen Großen weckt aber diese Entscheidung einen Entrüstungsturm. Vielleicht hat man nicht allzu viel für den Welfen Heinrich übrig. Noch weniger hält man jedoch von einem König, der so leichtfertig die sächsische Herzogswürde vergibt. Heinrich kann mit seinen Sachsen zufrieden sein. Noch zufriedener ist seine Schwiegermutter Richenza. Ihr Blick geht von einem sächsischen Großen zum anderen. Wollen diese Herren wirklich Albrecht den Bären als neuen Herzog? Da nützt es wenig, dass Albrecht der Bär in einem ersten Sturm Lüneburg, Lübeck und Bardowick erobert. Ein Fehlschlag wird auch Konrads höchsteigener Besuch in Sachsen. Er begreift, dass er dieses Land nur in offenem Kampf wird erobern können.

Konrad erklärt den Reichskrieg. Doch noch wird verhandelt. Und wieder ist der emsige Albero von Trier zur Stelle, diesmal als Friedensstifter. Seiner Überredungskunst führt zu einem Kompromiss. Bis Pfingsten 1140 soll Waffenruhe herrschen. Dann soll die Entscheidung fallen. Heinrich der Stolze ist einverstanden.

Sachsen ist ihm sicher. Nur Bayern scheint verloren. Wirklich? Kann er nicht auch dort erreichen, was ihm in Sachsen gelang? Der Waffenstillstand ist noch nicht abgelaufen, als Heinrich gegen den Babenberger ins Feld zu ziehen beschließt. In Quedlinburg versammelt der Herzog die sächsischen Großen, um letzte Anweisungen für die Zeit seiner Abwesenheit zu geben. Da stirbt Heinrich plötzlich.

Jubel im Lager der Staufer, im Übrigen allgemeine

Fassungslosigkeit. Bald gehen Gerüchte um, Heinrich sei ermordet worden, wahrscheinlich vergiftet. Wem würde aber die Tat nützen? Natürlich Konrad. Die Gerüchte finden keinen Widerhall. Es bleibt bei der Version von der »unheilbaren Krankheit der Schwermut«, an der Heinrich der Stolze zugrunde gegangen sein soll. Unheilbar schwermütig könnten nun aber auch seine Anhänger werden. Denn jetzt steht es um die Lage der Welfen so schlimm wie noch nie. Der Mann, der sie zum Sieg hätte führen können, ruht im Dom von Königsutter. Derjenige aber, der seinen Kampf fortsetzen muss, ist sein zehnjähriger Sohn Heinrich, den noch niemand den Löwen nennt.

Kampf um Sachsen

Bis zu diesem Jahr 1139 ist Heinrich immer nur »das Kind« gewesen. Jetzt wird – für Freund wie Feind – dieses Kind ungeheuer wichtig. Setzen die einen alle Hoffnung auf den Jungen, dürfen die anderen erwarten, mit ihm leichtes Spiel zu haben. Der Kampf um Sachsen setzt wieder ein. Konrad selbst hält sich zurück. Umso nachdrücklicher tritt dafür Albrecht der Bär auf den Plan. In Quedlinburg steht er an der Bahre des Verstorbenen, doch im Hof stampfen schon die gesattelten Rosse. Albrecht hält sich nicht lange mit der Klage um den teuren Toten auf. Er prescht davon. Sein Ziel ist Bremen.

Unten in Bayern hatte der neue Herzog Leopold gleich nach der Ächtung Heinrichs des Stolzen die Herzogstadt Regensburg im Handstreich genommen. Nach gleichem

Muster will nun Bär Albrecht in Bremen verfahren, einen Landtag einberufen, zu Gericht sitzen und sich als neuem Herzog huldigen lassen, bevor sich die Welfen vom ersten Schock erholt haben. Doch Bremen ist nicht Regensburg. Immer schon hat die Stadt an der Weser eine Sonderstellung eingenommen. Die Macht lag dort in den Händen des Erzbischofs, und Sachsens Herzöge hatten das respektiert. Nie hätten sie gerade dort einen Landtag abgehalten oder sich das Richteramt angemaßt. Weiß das alles Albrecht nicht? Er muss es wissen. Aber er will es wohl darauf ankommen lassen.

Am 1. November 1139, zu Allerheiligen, trifft Albrecht in Bremen ein. Dort ist wie in jedem Jahr um diese Zeit gerade Markt, als die Reiter des Bären heran galoppieren. Würde Albrechts Rechnung aufgehen, müssten ihm jetzt die Bremer zujauchzen. Doch denken sie gar nicht daran. Im Gegenteil: Plötzlich sehen sich die Eindringlinge von einer Schar schwer bewaffneter Welfenfreunde umringt, und Albrecht wird gerade noch von seinen Begleitern aus der Mitte der tobenden Menge herausgehauen. Zutiefst gedemütigt jagt er davon. Wer aber ist nun dieser Mann, der später der große Feind Heinrichs des Löwen werden soll?

Er ist kein Dummkopf und kein Schwächling, dieser Albrecht von Ballenstedt aus dem Haus der Askanier, das beim sächsischen Anhalt seinen Stammsitz hat. Schon 1134 hatte ihm Lothar III. das Land zwischen Salzwedel, Stendal und Tangermünde als »Nordmark« überlassen, und in dieser späteren »Mark Brandenburg« leistet Albrecht als Markgraf und Kolonisator eindrucksvolle, viel bewunderte

Arbeit. Doch zugleich klingt in seinem Beinamen leise Ironie an. Zwar nennt man ihn den »Bären«. Aber der Löwe, das stärkere, edlere Tier, bleibt den Welfen vorbehalten. Nie wird Albrecht wirklich Sachsens Herzog sein.

Nach dem peinlich missglückten Auftritt in Bremen hat auf Sachsens Burgen allgemeines Kopfschütteln eingesetzt. Erstaunt sahen sich Männer wie Pfalzgraf Friedrich von Sommerschenburg, Erzbischof Konrad von Magdeburg oder Graf Rudolf von Stade an. War es etwa diesem Bären ernst mit seiner Absicht, sich Sachsen im Handstreich zu unterwerfen? So erhoben sie sich mit schwerfälliger Wucht und riefen nach ihren Rittern: Pferde gesattelt, Schwerter gezückt! Jetzt wird man dem Askanier zeigen, was man von seinem Ehrgeiz hält.

Im Frühjahr 1140 setzt der große Sturm ein. Am Ende sind die wichtigsten Festungen des Bären zerstört, er selbst ist in den Süden zum König geflohen. Aber welches Interesse verfolgen eigentlich diese sächsischen Herren, wenn sie sich so nachdrücklich für die Welfen einsetzen? Was kann ihnen schon dieses Kind bedeuten, das einmal sächsischer Herzog werden soll?

Noch ist die Erinnerung an Lothar III. nicht ausgelöscht. Noch gilt das Treuegelöbnis, das sie dem sterbenden Heinrich dem Stolzen gegeben haben. Jedoch sind so nüchterne und gewalttätige Naturen wie der Graf von Stade und der Erzbischof von Magdeburg nicht Männer, die aus purer Sentimentalität zur Waffe greifen. Mit ihrem Kampf für die Welfen bleiben sie mehr sich selber als dem Herzog treu. Sie sehen in ihm nicht ihren Herrn. Für sie ist

er - höchstens - ein Erster unter Gleichen, Repräsentant der einzelnen Stämme vor dem Thron des Königs. Albrecht hatte aber gleich zweierlei gewollt, nicht nur für sich die Herzogswürde, sondern auch ein Herzogtum, wo er Herr über die Übrigen sein wollte. Das erst hatte den Widerstand der anderen geweckt. Wobei dieser Widerstand ironischerweise im Namen eines Kindes geleistet wird, das sich dann als erwachsener Mann selbstherrlicher gebärden sollte, als Albrecht es jemals tat. Doch erst einmal sieht man sich die Sachsen guten Glaubens um das Welfenhaus scharen, angefeuert von der unermüdlichen Richenza. Zugleich kündigt sich auch für Bayern ein Umschwung an.

Dort tritt mit Welf VI. ein Mann nach vorn, der bisher mehr im Schatten seines älteren Bruders Heinrich des Stolzen gestanden hatte. Jetzt erklärt er zornig, dass mit Heinrichs Tod auch dessen Ächtung erloschen ist und die Welfen nach wie vor die einzigen Herren Bayerns sind. Das sind große Worte. Denn eigentlich ist Welfs Sache schon verloren, und ganz Bayern befindet sich in den Händen Leopolds. Gerade belagert er die Burg zweier Freiherren, die noch als einzige zu den Welfen halten. Da erscheint mit einem kleinen Heer Welf VI. auf dem Plan. Am Ende einer kurzen, heftigen Schlacht ist der Welfe Sieger geblieben.

Konrad III. begreift, dass er diesen Gegner unterschätzt hat. Jetzt rückt er eilends in Bayern ein, wo er zunächst das welfentreue Weinsberg belagert. Welf VI. hat aber schon einmal den Gegner überrumpeln können. Nun zieht er im raschen Galopp nach Weinsberg hinüber. Diesmal sind die Feinde jedoch vorbereitet. Rechtzeitig hat der König das Lager verlassen und steht unverhofft dem verdutzten

Welfen gegenüber, der am Neckarufer eine Niederlage erleidet, die vorerst all seine Hoffnungen zunichtemacht. Ganz Bayern ist nun in Konrads Hand.

Ist es das wirklich? Bringt nicht die nächste Schlacht auch schon wieder die nächste Wende? Konrad wird zunehmend kriegsmüde. 1141 nutzt er eine unverhoffte Chance.

Im Juni stirbt Richenza, dieses Symbol sächsischer Hoffnung auf die Kaisermacht. Im Oktober folgt ihr Bayernherzog Leopold in den Tod, und eigentlich müsste nun seinem jüngeren Bruder Heinrich die Herzogswürde zugesprochen werden. Doch Konrad zögert. Zunächst belässt er es dabei, Heinrich nur als österreichischen Markgrafen zu bestätigen. Denn um diese Zeit ist er bereits zum Frieden mit den Welfen entschlossen.

Dabei aber zeigt sich das andere Gesicht der Staufer: Sie können bis zur Selbstaufgabe kämpfen, sind hervorragende Militärs, aber eben auch hervorragende Politiker. Sie wissen, dass man in der Diplomatie gelegentlich auch zwei Schritte gehen muss, um einen vorwärtszukommen, und dass es manchmal nicht ausbleibt, von ursprünglichen Träumen Abschied zu nehmen. Jetzt beispielsweise vom Traum der Vernichtung des Hauses Welf.

Konrad überlegt: Wenn man den Welfen das ohnehin verlorene Sachsen belässt, ..., wenn man dafür Bayern dem staufischen Einfluss endgültig sichern könnte ..., wenn sich dies alles erreichen lässt, ohne dass jemand darüber das Gesicht verliert ... wenn man ...

Konrad braucht einen Ansatzpunkt. Er sucht in der Phalanx der Welfen die Person, die sich seinen